



Konrad Pellikan
nach dem Oelgemälde im Zwinglimuseum.

ZWINGLIANA.

Mitteilungen zur Geschichte Zwinglis und der Reformation.

Herausgegeben vom

Zwingliverein in Zürich.

1908. Nr. 1.

[Band II. Nr. 7.]

Konrad Pellikan.

(Siehe die Tafel vor dieser Nummer.)

„Diser Pellicanus — siner person nach blaich und rain, ainer zimlichen lenge, mit ainer fürgehenkten nasen gegen den mund — ist von geberden gar ain kindtlicher, huldseliger, sänftmütiger mensch, so gar nit erengitig, das er etliche siner bücher under aines sines jüngers namen im truck ussgon lassen verschaffet hat, und so gnaigt zû leren, das er mit dem klainesten kind tag und nacht unverdrossen mag mü und arbeit erdulden“.

Mit diesen paar Strichen hat ein Zeitgenosse, Johannes Kessler in der Sabbata (S. 87), den Pellikan gezeichnet, und wer damit das Porträtbild im Zwinglimuseum zusammenhält, wird finden, dass das der geschilderte gütige, selbstlose Mann sein kann.

Wir geben das Bild in Lichtdruck¹⁾ wieder und begleiten es mit einer Probe aus demjenigen von Pellikans Werken, das für unsere Zeit das wertvollste ist, aus seinem Chronicon, das ist der Beschreibung seines Lebens im Rahmen seiner Zeit. Nachher weisen wir noch kurz auf die Bedeutung des Mannes als Lehrer und Gelehrter hin, soweit wir eben an dieser Stelle darauf eingehen können.

Im Chronicon erzählt Pellikan, wie er von Zwingli aus Basel nach Zürich berufen wurde, und wie er, bisher ein Franziskanermonch, sich in den neuen Wirkungskreis eingelebt und einen eignen Hausstand gegründet hat. Am 22. Februar 1526 zog er von

¹⁾ Herr Direktor Dr. H. Lehmann hatte die Gefälligkeit, den Lichtdruck für die Zwingliana zu besorgen.

Basel aus, begleitet von Peter Fleck, einem dienenden Ordensbruder, und Heinrich Billing, dem Stiefsohn des Basler Zunftheimisters (nachherigen Bürgermeisters) Jakob Meyer. Die Wanderer gelangten über die Schafmatt nach Aarau und Mellingen, worauf die Erzählung fortfährt:

„Am Sonntag Reminiscere (25. Februar) wurde in Dietikon gespeist, und um 4 Uhr kamen wir in Zürich an, zur grossen Freude der Brüder, die uns viel Liebes erwiesen. Wir zogen beide in unsers Zwinglis Haus als Gäste ein. Am zweitnächsten Tage übergab mir der edle Huldreich Trinkler aus Vollmacht und auf Befehl des Rates von Zürich die Schlüssel meines eigenen Hauses. Es war leer, aber hübsch und für meine Studien höchst passend, ganz wie mein Mäcenas Zwingli versprochen hatte. Die drei folgenden Tage hörte ich (meine Bücher fehlten mir leider) theologische Vorlesungen. Leo Jud las und übersetzte aus dem alten Testament. Es war die erste hebräische Vorlesung, die ich zu hören bekam. Aber am 1. März, am Donnerstag nach Reminiscere, geschah es (nicht durch Zufall), dass mir als Gegenstand meiner ersten Lektion das 15. Kapitel des zweiten Buches Mosis zufiel. Und so begann ich mit dem Gedanken: „Gepriesen sei Gott, der mich rettete aus ägyptischer, d. h. papistischer Gefangenschaft, so dass ich nun mit den Heiligen das Lied der Schwester Mosis anstimmen und voll Freude sagen kann: Lasset uns dem Herrn singen; denn er hat eine herrliche Tat getan“ usw.

Etwa acht Tage hatte ich den Tisch im Hause Huldreich Zwinglis, bis mein eigenes für das Bedürfnis seines armen Bewohners eingerichtet war. Nun begann mein Peter seine Tätigkeit: alles, was im Hause nötig war, überschaute und besorgte er, pflanzte das Gärtlein an, zog Wurzeln aus, machte die Küche, zeigte sich als ein Knechtlein, das alles konnte, beschnitt sogar die Reben, besäte die Beete und kaufte und schaffte herbei, was man irgend brauchte. Zwingli wachte gewissenhaft über die notwendigen Ausgaben, und so kam mir bei dem allem nicht im entferntesten der Gedanke in den Sinn, ein Weib zu nehmen, zumal die Putzsucht und das wenig sittsame Auftreten der Zürcher Frauen und Jungfrauen mein Missfallen erregten. Auch zählte ich bereits 48 Jahre, durfte also keine Junge heimführen, und mit einer Alten wollte ich's nicht versuchen; denn sie bringen ge-

wöhnlich nur Plage ins Haus. Ich beschloss also bei mir, wenigstens nicht eine Zürcherin zu heiraten, da mir die Sitten keiner, soweit ich sie kannte, behagen mochten.

Montag vor Judica, den 16. März, kamen meine Bücher an und ausreichende Kleidungsstücke für Sonn- und Werktag, deren Beschaffung ich der Freigebigkeit Frobens verdankte. Da legte ich denn ganz in der Stille in Gottes Namen die Kutte ab und zog diese ungewohnten weltlichen Kleider an, mit vielem Unbehagen beim ersten Eindruck, aber ohne das mindeste Gewissensbedenken. Man hat mir damals auch sieben Kronen geschenkt, darunter eine Doppelkrone mit dem Bilde des h. Franziskus und der Inschrift: *Miraculum amoris, moneta Mirandulana*. Ich hatte meine Freude daran und nahm die Münze als ein Zeichen, dass der fromme Franziskus mich wegen des veränderten Kleides nicht verabscheue. Obgleich dem lieben Gott teuer und selig, verschmähte er sonach doch nicht das Gold; denn Geben macht glücklicher als Empfangen und Arbeiten glücklicher als Müßiggang und Wohltun glücklicher als Armsein.

Ich sah mich jetzt auf einmal gezwungen, die Werte der Münzen: Kronen, Gulden, Batzen, Schillinge, Sechser und Heller unterscheiden zu lernen — ja förmlich zu lernen — weil ich eben seit 33 Jahren von alledem nichts besessen oder nur angerührt hatte. Im Kloster war ich ein Bekenner der wahren Armut gewesen und hatte doch niemals irgendwie Mangel gelitten; jetzt war ich mitsamt dem Gelde tatsächlich ein armer Mann, der fast das Notwendige entbehren musste. Aber ich teilte eben auch alles, was ich besass und geschenkt bekam, mit armen Hausgenossen, deren ich immer mehr zu mir einlud. Unter ihnen standen in erster Linie zwei junge Leute, Johannes Fries und Sebastian Faber (Guldibeck). Ihre Anlagen, ihr Eifer gefielen mir. Als ich einmal die griechische Schule besuchte, hörte ich mit wahren Vergnügen beide die Evangelien aus dem Lateinischen ins Griechische übersetzen und grammatische Nachweise bringen. Ich bat sie, abwechselnd bei mir die Mittagsmahlzeit einzunehmen, so gut sie mir Peter bereitete; denn sie waren arm und hatten noch keine Stipendien. Oft kamen sie nicht, aber doch etliche Mal in den Fasten.

Am zweiten Ostertage ging ich mit Antonius Wild aus

Basel, einem ehemaligen Minoriten, der mich besucht hatte, mit Heinrich Billing und Peter nach Maur am Greifensee zu Heinrich Schwerter, der gleichfalls unser Mitbruder gewesen war. Er nahm uns nach der Predigt freundschaftlich auf, führte uns in sein Haus und bewirtete uns. Seine Frau strotzte von Gesundheit, konnte aber nicht als eigentlich hübsch gelten. Auch eine flinke Jungfrau war da, die Hauswesen und Küche besorgte und hernach am Tische mit Platz nahm. Sie schien mir von gefälligeren Sitten, auch etwas schöner zu sein und gefiel mir schon besser. Aber ich kehrte nach Hause zurück und dachte noch immer nicht ans Heiraten, obgleich einige Frauen und Mädchen zu mir kamen und mich bemitleideten wegen meiner häuslichen Vereinsamung. Auch viele Freunde rieten mir nach und nach, ein Weib heimzuführen wie fast alle andern Priester; aber ich erwog mein Alter oder doch meine vorgerückten Jahre und hatte zudem einmal Missfallen gefasst an den Sitten der Zürcherinnen.

Inzwischen wurde man nicht müde, mir immer und immer wieder Mädchen namhaft zu machen, und neckte mich mit dem Heiraten, wie das so zu geschehen pflegt. Da erfuhr ich zufällig, dass die Jungfrau, die ich ausserhalb Zürichs, im Dorfe Maur, gesehen hatte, eine Schwester von Johannes Fries sei. Sie kam auch einigemal, ihren Bruder zu besuchen, und fing nun an, mir immer mehr zu gefallen. Gelegentlich zog ich Erkundigungen über die Eltern des Fries ein und erfuhr, dass sie in kaum besseren Verhältnissen gelebt hätten als meine eigenen Eltern, arm wie diese, aber auch ebenso rechtschaffen und gut beleumdet. Ich wartete noch den Sommer über bis Ende Juni. Da kam Huldreich Trinkler, mein edler Freund und Fürsorger, zu mir und hob an, wegen des Heiratens in mich zu dringen. Ich möchte doch dem allgemeinen Beispiel folgen, sonst gäbe ich der Gemeinde ein Ärgernis: ich dürfte dem Zölibat, über den ich nach meinen Worten gering dächte, nicht durch die Tat doch Recht geben. Meine Antwort lautete: „Schon von vielen Seiten ist mir dieser Sache halber zugesetzt worden, und gar Manche hat man mir im Gespräch genannt, die mir nicht gefallen wollen. Wenn ich nun aber auch von dir, dem edlen Greise, meinem aufrichtigen Freund, unbedenklich den gleichen Rat höre, siehe, so bedarf es nicht erst der Aufzählung vieler Namen, sondern ich führe das Mädchen

heim, das mir ausserhalb Zürichs zuerst begegnet ist und wohlgefiel“. Bei diesen Worten lächelte der Edle und wünschte mir Glück.

Von jetzt an liess ich mir auch in der Tat diesen Heiratsplan mehr angelegen sein und fand Viele, die mein Vorhaben lobten. Nur Zwingli war nicht recht damit einverstanden. Als er in meinem Hause im Gespräch mit mir vernahm, dass man mich überredet habe, zu heiraten, da erschrack er und verwunderte sich. Mein Alter machte ihm Sorge; auch fürchtete er, nach so langem Junggesellenstande werde es für mich keine glückliche Ehe geben. Aber durch Gottes Güte und sonderliche Gnade, die ich hernach an seinen Wohltaten infolge dieses Schrittes deutlich erkennen durfte, geschah es doch, dass ich den 1. August meine Verlobung vollzog, ganz einfach, durch Vermittlung Herrn Johannes Hallers, des Vaters der beiden (Johannes und Wolfgang) Haller in Zürich. Am 7. August wurde dann die Hochzeit gefeiert in aller Stille und mit ganz wenig oder eigentlich gar keinen Geladenen. Aber es war doch bekannt geworden, und so bewirteten wir etwa zwanzig Personen, oder richtiger: ich wurde von ihnen bewirtet.

Nun war ich durch Gottes Gnade aller häuslichen Sorgen ledig und konnte deshalb viel bequemer, als vorher dreissig Jahre lang im Kloster, den Wissenschaften obliegen. Denn meine Gattin Anna Fries war in der Besorgung des Hauswesens trefflich bewandert. Hatte sie doch in manchem edlen Hause als brave, fleissige Magd gedient und scheute sich auch nicht, noch zu lernen, was sie nicht wusste. In ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, konnte sie Armut ertragen, obwohl ja mit der Zeit meine Einkünfte ausreichten. Gleich zu Anfang beehrten gelehrte Ankömmlinge Wohnung und Tisch bei mir, und die Gattin ging freundlich darauf ein, was mir besonders wohlgefiel. Selten war ich ohne Gäste; denn schon damals flüchteten in Zeiten der Verfolgung viele gute, fromme Männer nach Zürich, um das teure Evangelium zu lernen, zu lehren und zu bewahren. Meine Frau aber empfing sie niemals verdriesslich, sondern kam ihnen stets freundlich entgegen“.

Soweit das „*Chronicon Pellikans an den Sohn und die Enkel*“, abgeschlossen 1544.

Wir sind der Übersetzung von Theodor Vulpinus (Renaud),

Strassburg 1892, gefolgt. Die lateinische Ausgabe hat Bernhard Riggenbach besorgt, Basel 1877.

Einige Andeutungen über Pellikan als Gelehrten mögen diesen Artikel beschliessen.

Pellikan, deutsch Kürsner, war ein Elsässer aus Rufach und lebte von 1478 bis 1556. Lange Jahre Franziskaner oder Minorit, wurde er anfangs 1526 von Zwingli als Lehrer des Hebräischen an die theologische Schule am Grossmünster in Zürich berufen. Unter den Christen hat er als der erste eine Anleitung zum Erlernen des Hebräischen verfasst. Mit der Zeit erwarb er sich eine bedeutende Kenntnis der nachbiblischen jüdischen Literatur. Seine literarische Tätigkeit war eine unermüdliche und ausgebreitete. Sein Bibelwerk umfasst im Druck sieben Folianten und ist der einzige über die ganze Bibel beider Testamente sich erstreckende Kommentar der Reformationszeit. Um die Zürcher Kirche und Schule machte er sich überaus verdient als Lehrer und Bibliothekar. Den Geistlichen vermittelte er lange Jahre die in Zürich gehaltenen wichtigsten exegetischen Vorlesungen in eigenhändigen Nachschriften behufs Verwertung für die Predigt, und sein weitläufiger Katalog der Stiftsbibliothek zeugt heute noch von seinem uneigennützigem Diensteifer. Aufrichtig fromm, aber früh durch die klassischen Studien aufgeweckt, war er, bei aller Milde gegen Andersgläubige, ein entschiedener Mitarbeiter an der Erneuerung der Kirche.

E. Egli.

Leo Jud und seine Propagandaschriften.

(Schluss.)

Bereits um diese Zeit hatte Leo Jud eine Propaganda im grösseren Stil an die Hand genommen. Er begann die biblischen Schriften im Zusammenhang unter das Volk zu bringen. Das sind seine Übersetzungen der Erasmischen Paraphrasen, wie er es heisst: „kurzer, nahe bei dem Text bleibender Auslegungen“ der neutestamentlichen Briefe. Den Anfang machte er mit den neun kleineren Paulusbriefen. Sie erschienen bei Froschauer in sieben Büchlein kurz nacheinander im Jahr 1521. Ohne Zweifel haben sie viel dazu beigetragen, dass die Kenntnis der Bibel schon vor dem Erscheinen der eigentlichen